

Francis Fukuyama:

Der Große Aufbruch.

Wie unsere Gesellschaft eine neue Ordnung erfindet,
Paul Zsolnay Verlag, Wien 2000, 462 Seiten, 48 Mark.

Francis Fukuyama, der Berufsoptimist unter den sozialwissenschaftlichen Zukunftsdeutern, hört wieder einmal das Gras wachsen. Und es soll sogar noch einige geben, die gebannt seinem Raunen lauschen. Hatte derselbe Francis Fukuyama doch vor etwas mehr als zehn Jahren, kurz bevor die Berliner Mauer dann tatsächlich fiel, scheinbar zutreffend das Ende der Geschichte und den weltweiten Siegeszug der liberalen Demokratie prognostiziert. Nun, am Anbruch des neuen Jahrtausends, wartet der amerikanische Politologe mit einer neuen frohen Botschaft auf: Überall sieht er die Anzeichen wachsen für einen „Großen Aufbruch“ in eine neue soziale Ordnung. Während seine Berufskollegen angeblich aus dem Lamentieren über die sozialen und moralischen Verwerfungen im Zeitalter der Globalisierungskrise nicht herauskommen, hat er bereits die Trendwende ausgemacht. Bei fast allen wichtigen Krisenindikatoren hat sich in den neunziger Jahren die krisenhafte Entwicklung abgeschwächt. Die Kriminalitäts- und Scheidungsraten, die Fukuyama übrigens wie selbstverständlich in einem Atemzug nennt, sinken wieder. Gleiches gilt für die unehelichen Geburten. Und auch bei seinem vierten Krisenindikator, dem Vertrauen in die Institutionen, lässt sich nach Jahrzehnten des Absinkens wieder ein leichter Anstieg verzeichnen. Fukuyama sieht deshalb den „Großen Bruch“, der in den sechziger Jahren eingesetzt und seiner Ansicht nach zur Erosion der sozialen und moralischen Ordnung geführt hatte, an sein Ende gekommen. Der „Große Aufbruch“ in das neue Zeitalter der Informationsgesellschaft wird nach Ansicht Fukuyamas von sinkenden Kriminalitätsraten und wachsendem Vertrauen begleitet sein. Die gesellschaftliche Solidarität wird wieder zunehmen, und es kommt zu neuen, stabilen sozialen Verbindungen, wenn auch nicht unbedingt in Form der traditionellen Kleinfamilie.

Was, abgesehen von den fragwürdigen statistischen Daten, berechtigt Fukuyama zu dieser hoffnungsfrohen Prognose? Nun, da wären zunächst einmal seine anthropologischen Prämissen: Für Fukuyama ist der Mensch von Natur aus ein vernunftbegabtes, soziales Wesen, das sich spontan moralische Regeln und soziale Ordnungen schafft. Wenn der technologische Fortschritt die alten Regeln und Formen des Zusammenlebens zerstört, wird sich der Mensch neue suchen. Fukuyama stützt diese Annahme über die menschliche Natur vor allem auf neuere Forschungsergebnisse der Evolutionsbiologie und der Neurophysiologie. Bei allem Biologismus in seiner Argumentation - so konservativ ist selbst Fukuyama nicht, dass er nicht doch der Kultur und den sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen einen gewissen Einfluss auf die Entstehung sozialer und moralischer Ordnungen zugestehen würde. Hier nun jedoch sieht er gerade durch den Übergang zur Informationsgesellschaft positive Rahmenbedingungen entstehen: Die „postfordisti-

sche" Fabrik erfordere, so Fukuyama, ein höheres Maß an Vertrauen und Sozialkapital als der tayloristische Arbeitsplatz, wie er sich im Verlauf der Zweiten Industriellen Revolution herausgebildet hatte. An die Stelle von Hierarchien und Befehlsketten treten in der Informationsgesellschaft der Dritten Industriellen Revolution automatisch Netzwerke und Eigenverantwortung.

Dass Gesellschaften fähig sind, auf moralische Krisen zu reagieren, will Fukuyama schließlich mit einer historischen Analogie untermauern. Aufschlussreich ist dabei, welche Epoche Fukuyama das Vorbild für den von ihm annoncierten „Großen Aufbruch" abgibt - nämlich das „Viktorianische Zeitalter". Dieses sei keineswegs traditionell gewesen, meint Fukuyama, sondern - man höre und staune - „eine radikale Bewegung als Reaktion auf die sozialen Verwerfungserscheinungen" im 19. Jahrhundert. Die Versuche des Viktorianischen Zeitalters, neue Werte in der Gesellschaft zu etablieren, seien, so Fukuyama, „ein großartiger Erfolg" gewesen. Ein neues Viktorianisches Zeitalter ist es also, das ihm vorschwebt. Den Hauptkampf meint Fukuyama dabei führen zu müssen gegen den moralischen Relativismus, der im Gewande von Multikulti daherkommt. In den USA mag er mit einer solchen Forderung bei relevanten Gruppen der Gesellschaft noch Gehör finden. Ob er damit aber auch in Deutschland - außer Würdenträgern der katholischen Kirche und Teilen der CSU - noch jemand hinter dem Ofen vorlockt, erscheint doch eher fraglich.

[ca. 4'40 min.]